Mama und Onkel Schmitt.

Tagebuch eines Knaben, von M. v. Schere.

Gestern war Mama's Geburtstag. — Sie hat wieder geweint. Vor einem Jahre war sie immer vergnügt...... Warum nur Papa nicht gekommen ist? — So lange ist er verreist. Ich frage Mama gar nicht mehr nach ihm, denn sie giebt mir doch keine Antwort und wird immer trauriger.

Wir haben zwei Pensionäre; der eine heißt Oskar; er ist Sextaner, zu ihm sage ich „Du". Zu dem anderen sage ich „Sie"; er heißt Herr Schmitt und ist ein möblirter Herr, wie die Mine sagt.

Oskar ist neun Jahre; er ist aber nicht stärker als ich. Wir haben uns heute mächtig gehauen. Warum?... Er sagt, Mama sei eine geschiedene Frau! Er soll nur ganz still sein; er hat gar keine Mama, und sein Vater ist schon lange todt.

Zwei Windbeutel und drei Mohrenköpfe habe ich gegessen; Herr Schmitt hat mich zum Conditor geführt. Er ist riesig nett; ich soll „Onkel" zu ihm sagen.

* * *

Wie ich aus der Schule komme, sehe ich auf einmal Papa an der Straßenecke! Na, die Freude! — Ich falle ihm gleich um den Hals und gehe stolz mit ihm nach Hause. Mama ist furchtbar erschrocken, als wir beide ankommen; sie wurde kreideweiß. Geweint hat sie auch wieder. — Aber manche Menschen weinen vor Freude, sagt Herr Lorenz, unser Lehrer. Gegen Abend ist Papa wieder weggefahren. — Onkel Schmitt kam und wollte Mama trösten; er ist immer traurig, wenn er Mamas verweinte Augen sieht. — Onkel Schmitt ist sehr gut; oft sitzt er noch lange bei Mama, wenn wir schlafen gehen; dann spricht er englisch mit ihr; das nennt man Conversationsstunde; Mama kann viel besser englisch als er.

Wir gehen jetzt alle Tage weit spazieren; ich mit Oskar voran; Mama und Herr Schmitt hinterher. Morgen ist mein Geburtstag, wenn ich doch einen Flitzbogen bekäme! Was wird mir nur Onkel Schmitt schenken? Gestern, als ich die Thür zu seinem Zimmer aufmachte, steckte er schnell ein großes Packet in seinen Kleiderschrank und lachte ganz verschmitzt dazu; ob das wohl für mich bestimmt ist?

* * *

Ein großer Kuchen mit neun Lichtern; ein ganzes Regiment Bleisoldaten und ein schönes Buch von Mama; von Oskar einen Ball; von den Tanten eine Kiste mit Apfelsinen, Chocolade, Strümpfen und Kuchen; der blaue Anzug ist von Großmama; ich soll in den Ferien zu ihr kommen. Onkel Schmitt hat zwei Flaschen Wein spendirt zur Bowle; er hat mit mir Brüderschaft getrunken; ich sage jetzt „Du" zu ihm und „Onkel Richard". Mit Mama hat er auch Brüderschaft getrunken; er sagt „Tante Rose" zu Mama, manchmal auch „Rose". Eine feine Armbrust hat er mir geschenkt, und dazu eine Schießscheibe mit zwölf Ringen. Der Onkel trifft immer in's Schwarze; ich schieße in's Weiße, — aber freuen thue ich mich doch, wenn's auch noch daneben geht.

* * *

Oskar kann den Onkel Schmitt nicht leiden, weil er immer dreimal nimmt, wenn es Pudding giebt. Manchmal bin ich ihm auch nicht gut; wenn wir uns ein bischen ringen, kommt er gleich und giebt jedem eine Ohrfeige. Na, überhaupt immer thut er, als ob er mein Papa wäre; vom Braten bekommt er die besten Stücke, und zum ersten Frühstück ein Ei. Aber Mama sagt, das sei ganz in der Ordnung, Onkel Richard sei kränklich und müsse kräftig essen; dafür bezahle er auch viel Geld, alle Tage einen Thaler. Auch sei er doch immer sehr nett zu uns. Mine ist heute böse auf ihn; seine Stiefel waren ihm nicht blank genug. „Was der Mensch immer zu nörgeln hat," brummte sie hinter ihm her, „so ein verbummelter Student, der nichts ist und nichts hat!"

* * *

Onkel hat doch etwas und er ist auch etwas.

Er ist „Jurist"; das ist etwas sehr Gelehrtes.

„Onkel, was ist denn ein verbummelter Student?"

„Hoho, mein Junge, meinst Du mich etwa damit? — Ich bitte mir Respekt aus; ich bin Jurist!" Er lachte dazu.

„Also bist Du doch etwas — und was hast Du?"

„Was ich habe?".... Er zog die Stirn kraus. „Ich habe Bacillen und Tuberkeln, das genügt!... Der elende Mammon!" Er stöhnte laut auf. „Wenn ich in der Lotterie gewinne, mein Hans, dann sollst Du es gut haben. Und die Mama auch. Dann gehen wir nach Italien, alle drei!"

* * *

Das erste Mal in's Schwarze getroffen, Hurrah! Bald kann ich so gut schießen wie Onkel Richard. Ueber seinem Bett hängt ein Revolver; damit kann man sechs Mal hintereinander schießen. Wenn er stirbt, soll ich den Revolver haben, sagt er.

„Na, da muß ich aber sehr lange warten. Unser Leben währet siebzig Jahr," sagt Herr Lorenz; „Onkel Richard ist erst fünfundzwanzig Jahre und hat einen kleinen, schwarzen Schnurrbart. — Meine Armbrust ist fein, aber wenn sie kaput ist — und bei mir geht alles kaput — dann kaufe ich mir einen Revolver; ich habe ja zwei Goldstücke in der Sparbüchse."

* * *

Gestern Abend haben Mama und Onkel immerzu gerechnet. „Es geht nicht; das Exempel stimmt nicht," seufzte Mütterchen, und beide schienen sehr betrübt darüber. Ich sah mir den Zettel an und da standen ganz leichte Zahlen; kein einziger Decimalbruch:

600 Mark Miethe,
1800 Mark Haushalt,
160 Mark Steuern... und so geht es weiter. Nur zu addiren; kinderleicht! Ich rechne nach: „Du, Onkel, das ist ja ganz richtig."

„Kleines, kluges Kerlchen!" der Onkel nickte lächelnd.

Mama küßte mich mit ihrem traurigen Lächeln: „Mein süßer, dummer Junge!"

Der Onkel küßte mich auf dieselbe Stelle; dann sah er Mama an, und küßte ihr die Hand, was gar nicht nöthig war. —

Sonnabend fangen die Ferien an; ich freue mich riesig.

* * *

Onkel Richard hat zwei Tage zu Bett gelegen. Komisch! Der Doctor hat zu Mama gesagt, Onkel Richard sei unheilbar! Unheilbar krank! — Die Mine sagt, die Doctors irren sich sehr oft; der Onkel könne gar nicht krank sein bei dem Appetit. Jetzt zielt er schon wieder und trifft immer in's Schwarze; ich glaube, er ist wieder ganz gesund. — —

* * *

Hurrah die Ferien!

Seit drei Tagen bin ich hier in Wolframsdorf bei Großmama. Großmama ist so lieb, sie giebt mir immer Chocolade und Tante Clara spielt mit uns Verstecken, und läßt mich kutschiren. Oskar ist auch hier, erstens weil er keine Eltern hat, und zweitens, weil ich hier keine Spielkameraden habe; Tante Clara ist allerdings auch sehr lustig, aber sie ist doch nur ein Mädchen, hat ein langes weißes Kleid an und kann nicht klettern.

Was ist denn eine Depesche? Immer wenn so eine Depesche kommt, sind sie alle traurig, sogar die lustige Tante Clara.

Nach der Depesche kam noch ein Brief. Darauf mußte Martin anspannen. Großmama und Tante Anna nahmen unter Thränen von mir Abschied. Sie fahren zu Mama und wollen mich nicht mitnehmen. Mama ist krank. Armes Mütterchen!

Tante Clara will heute gar nicht mit uns spielen: sie näht an einem schwarzen Kleide; wir sollen lesen und uns ruhig verhalten. Als mich die alte Ursel zu Bett brachte, küßte sie mich und sagte: „Bete für Deine arme Mama!"

„Ja, daß sie bald gesund wird!" Ursel nickte stumm.

„Und für Onkel Schmitt auch!"

„Nein, für den nicht!" Und sie ballte die Faust und sah grimmig an die Decke. — Hier mögen sie alle den Onkel Schmitt nicht leiden, und er ist doch so gut; sie kennen ihn eben gar nicht.

Am liebsten bin ich im Pferdestall. Als ich heute mit Oskar kam, lehnte Johann, der Gärtner, an der Stallthür und unterhielt sich mit Martin.

„Wenn einer brustkrank ist und knallt sich todt, na denn meinetwegen, was braucht er aber die junge Frau zu erschießen?...."

„Die war auch unheilbar — auf's Herz!" meinte Martin, „verheirathet sein und doch keinen Mann haben, det is so 'ne Sache!"

„Ach wo!" Johann wußte immer etwas besser, „det kommt bloß von de Revolvers her; so 'n Ding knallt kaum und schießt gleich mausetodt!"

„Pst!" machte Martin, „da sind die Jungen!"

Wir sollen nie hören, was sie sprechen; ist mir auch ganz egal, was solche Leute schwatzen. Ich mußte nur eben an Onkel Richard denken!

Ich will ihm doch lieber sagen, daß er mit seinem Revolver vorsichtig ist; so ein Ding knallt kaum, da hat der Johann recht, und es schießt gleich todt.

Und das Todtschießen ist lebensgefährlich....

Was nur die alte Ursel gegen Onkel Schmitt hat? — —

Aus dem Haremsleben.

In hohem Maße beschäftigt das Haremsleben seit Jahrhunderten die Einbildungskraft der Abendländer. Vom Zauber märchenhafter Romantik umflossen erscheinen uns die „Verbotenen", die „Unzugänglichen". Harem, arabisch „el harim", heißt das „Verbotene", „Unverletzliche". Es hält sehr schwer, Zutritt zu der Frauenwohnung eines vornehmen Muselmanen oder gar des Sultans zu erlangen. Denn mit größter Sorgfalt hütet der echte Moslem dreierlei: Frauen, Schmuck und Wohlgerüche. Es ist seine feste Ueberzeugung, daß diese drei „Dinge" sich besonders gern verflüchtigen. Die Bewohnerinnen der Harems sind höchstens für die nächsten männlichen Anverwandten sichtbar. Will ein unglücklicher Zufall es, daß die Gattin oder Lieblingssklavin eines Rechtgläubigen von einem anderen Manne unverschleiert gesehen wird, dann sind ihre guten Tage gezählt. Es soll sogar vorgekommen sein, daß ein schönes Weib, dessen Gesicht ein Europäer ohne Verhüllung erschaute, von dem eigenen Gemahl auf der Stelle erschossen wurde. Nur so glaubte der Muselmann, die Ehre seines Hauses wiederherstellen zu können.

Durch die Gesetzbücher des Morgenlandes geht unleugbar ein Zug ehelichen Mißtrauens gegen die Frauen. Confucius sagt, der Geist eines Weibes ist mit Quecksilber, ihr Herz mit Wachs zu vergleichen. Der weise Bidpai, der als Verfasser der „Pantschatantra" gilt, einer im zweiten Jahrhundert v. Chr. unter dem Einfluß des Buddhismus entstandenen Sammlung lehrreicher Fabeln und Erzählungen, erklärt alle Frauen für gänzlich unzuverlässig. Wiederholt warnt der Koran vor weiblicher List, deren Fäden feiner seien als die der Seidenraupe. Khalif Omar hält es nicht für rathsam, einer schönen Frau ein Heim mit Terrasse zu geben und sie in die Geheimnisse der Schreibkunst einzuweihen. Und da auch der Talmud sich wenig vertrauensselig in Bezug auf das Ewig-Weibliche zeigt, ist die durch so uralte Erfahrung begründete Vorsicht des Orientalen, der sich verantwortlich hält für die Tugend seiner weiblichen Angehörigen, wohl zu begreifen.

Obwohl die Mohamedanerinnen ein streng abgeschlossenes Dasein führen, kann man den Harem doch keineswegs einen Käfig nennen. Die Frauen bilden gewissermaßen eine Kaste für sich, die ihre eigenen Pflichten und Zerstreuungen hat. Gattinnen, Töchter, Sklavinnen und kleine Kinder eines reichen Muselmanen vereinigen sich zu jener Gemeinde der „Verbotenen", deren Leben fast ausschließlich auf das Haus beschränkt ist.

Von den Minarets, den schlanken Thürmchen der Moscheen, erinnert der Muezzin täglich fünfmal die Gläubigen daran, zu beten. Jedermann kann seine Gebete im eigenen Heim verrichten. Die Moslem-Familie erhebt sich schon mit Sonnenaufgang. Während der Mann eifrig betet und dabei gleichzeitig seine Waschungen und Leibesübungen vornimmt, begnügt sich die Frau mit einem Bad ohne besondere Frömmigkeit, zu der sie eben nicht verpflichtet ist. Nach dem Frühmahl geht der Gebieter des Harems seinen Geschäften nach. Das Mittagessen wird ihm und den Söhnen, die bereits zehn Lenze hinter sich haben, allein servirt. Gewöhnlich dürfen die Frauen erst nach der Abendmahlzeit darauf rechnen, ihren Eheherrn zu Gesicht zu bekommen.

Im Reich der „Unzugänglichen" ist man den ganzen Tag sich selbst überlassen. Man hat volle Freiheit, Besuche zu machen und zu empfangen. Natürlich darf es nur weiblicher Besuch sein. Die Türkinnen wissen einen gemüthlichen Kaffeeklatsch sehr wohl zu schätzen, wenngleich sie eine wirkliche Passion für den duftenden Mokka nicht haben. Die „Faulheitsprinzessinnen", wie man die Haremsdamen oft bezeichnet, geben sich durchaus nicht immer einem dolce far niente hin. Sie vertreiben sich die Stunden mit Handarbeiten — die Frauen der höchsten Stände besitzen große Fertigkeit im Nähen, Stricken und sogar im Spinnen —, sie musiciren, malen und beschäftigen sich in neuester Zeit auch nicht ohne Geschick mit der photographischen Camera. Bekannt dürfte es sein, daß eine türkische Hausfrau Meisterin im Fabriciren von Näschereien aller Art ist. Auch die Wartung und Pflege der Kinder nimmt die Zeit der oft noch sehr jugendlichen Mütter in Anspruch. Aus Eifersucht und aus Furcht vor dem Einfluß des „bösen Auges" überlassen selbst vornehme Türkinnen nur selten ihre Kleinen der Dienerschaft. Versteht es zum Beispiel eine untergeordnete Sklavin, dem Kinde ihrer Herrin niedliche Kunststückchen beizubringen, die es dem Papa vormacht, dann könnte es sich ereignen, daß der entzückte Vater aus purer Erkenntlichkeit in Liebe zu der schönen Wärterin entbrennt. Das heilige Gesetz schreibt den Müttern das „Stillen" als Pflicht vor und jede Anhängerin des Islam, von der Kadyn, der Gemahlin des Sultans, bis zum Weib des einfachen Hamambschi herab, erfüllt diese Pflicht gewissenhaft.

Merkwürdig sind die oft wochenlang dauernden Festlichkeiten, die vor dem Eintreffen eines kleinen Weltbürgers veranstaltet werden. Zu jedem größeren Harem gehört ein geräumiger Saal. Auf die decorative Ausstattung dieses schönen, luftigen Raumes verwenden die Baumeister des Ostens besondere Sorgfalt. Ueber der Mitte des Saales wölbt sich eine Kuppel, deren farbiges Glas das Tageslicht magisch dämpft. Die Decke zieren vergoldete Relief-Ornamente und künstlerische Malereien. Prachtvolle Teppiche bekleiden die Wände und den Fußboden. Erhöhte Nischendiwane mit kostbaren Decken, schwellende Polstersitze und Zierschränke mit eingelegter Arbeit machen das Meublement aus.

Hier finden die Vorfeierlichkeiten zu dem freudigen Familienereigniß statt. In einer mit zierlichem Holzgitter abgegrenzten Loge in Höhe des ersten Stockwerks lassen sich die Sängerinnen mit ihrem Orchester häuslich nieder. Spindelgeige, Clarinette, Handpauke und Metallcymbal sind die Instrumente, zu deren weniger melodischer als geräuschvoller Begleitung die schmachtenden Lieder der „awalim" in den Saal hinabschweben. Sogenannte Liebestänzerinnen lösen die orientalischen Chansonneten ab. Sehr unrhythmisch, wenn auch nicht ohne Grazie sind ihre Bewegungen. Sie winden und drehen den geschmeidigen Körper, schütteln die spangenklirrenden Arme und klappern mit den Castagnetten. Die im Saal versammelten Haremsdamen mit ihren weiblichen Gästen lassen es sich wohl sein. Auf weichen Kissen und Teppichen hockend, rauchen sie ihre Tschibuks oder Cigaretten, naschen von den umhergereichten Süßigkeiten und plaudern.

Kommt nach ausgedehnter Vorfeier das Kleine zur Welt und ist es gar ein Knabe, so steigert sich noch die allgemeine Lustbarkeit. Ein alter Brauch erfordert es, daß der Sprößling währedn der ersten sieben Tage dem Vater nicht gezeigt werden darf. Dann wird das Neugeborene unter den dröhnenden Klängen des Haremskapelle im Hause herumgetragen und tüchtig geschüttelt, damit ihm „die Furcht vor dem Leben" vergehe. Der glückliche Vater ladet nun seinerseits Gäste ein und traktirt sie mit Speise, Trank und Musik.

Einfach und seltsam zugleich ist die Ceremonie der Namensgebung. Das Kindchen wird auf seinem Siebe gebracht, der anwesende Priester träufelt ihm Saft von Kandiszucker in den Mund und giebt ihm die gewünschten Namen. Diese bestehen meist in den Vornamen der Mutter oder des Vaters und in einem Gelegenheitsnamen. So nennt man ein Mädchen häufig Zoila (kleiner Aerger.)

Das Ehestiften ist die liebste Beschäftigung der älteren Frauen. Kaum hat ein Mägdlein seine Kinderpantoffeln abgelegt, da hält man bereits Umschau nach einem Bräutigam. Auch die Männer heirathen sehr frühzeitig, denn der Prophet von Mekka erklärte das Junggesellenthum und die Altjungfernschaft in Acht und Bann. Der Trauakt wird bei den Mohamedanern vollzogen, ehe das Brautpaar sich auch nur einmal gesehen hat. Der Ehecandidat oder dessen Stellvertreter befindet sich mit den männlichen Angehörigen der Braut und dem Priester in einem Vorzimmer des Harems, während die Braut mit ihren weiblichen Anverwandten hinter der geschlossenen Thüre des Nebengemaches steht und die vorgeschriebenen Fragen beantwortet. Die Neuvermählte muß dann viele Stunden hindurch unter einem blumengeschmückten Baldachin zur Schau sitzen. Nach Beendigung der Feierlichkeiten darf sie der Gatte zum ersten Mal sehen und in sein Heim führen.

Im Allgemeinen hat es die Orientalin garnicht so schlecht in der Ehe. Sie wird mit großer Rücksicht behandelt und ist unumschränkte Gebieterin in ihrem kleinen Reich. Niemals dürfte ein Moslem seine Hand gegen eine Frau erheben, denn im Koran steht geschrieben: „Du sollst kein Weib schlagen und wäre es mit einer Blume..." Der islamitische Gesetzgeber hat übrigens sein Möglichstes gethan, um die Dauerhaftigkeit der Ehe zu sichern. Eine Sure des dem „siebenten Himmel" entstammenden Buches legt es dem Muselman an's Herz, seine Gemahlinnen nie an Zärtlichkeiten Mangel leiden zu lassen. Nach den beherzigenswerthen Aufzeichnungen der schönen Aischa, der Lieblingsgefährtin des vielbeweibten Propheten, wird der Gatte, der seine Frau durch eine Liebkosung erfreut, von Gott zehn Gnaden empfangen. Wenn er sie an die Brust zieht, erhält er zwanzig, und wenn er sie küßt, gar dreißig Gnaden.

Doch nicht immer herrscht im Harem eitel Lust und Fröhlichkeit. Wie überall in der Welt spielen auch in den vornehmen türkischen Häusern Intriguen aller Art. Haß und Eifersucht wandeln die für gewöhnlich so indolente Türkin in eine Megäre, die vor dem Gebrauch von Mordwaffen und Gift nicht zurückschreckt. Unter den „Verbotenen" eines reichen Orientalen geht mancherlei vor, was nicht immer in die Oeffentlichkeit dringt. Eunuchen geben sich nur in seltenen Fällen zum Werkzeug verbrecherischer Anschläge her. Meist ist es eine Sklavin, die sich von ihrer Herrin zur Ausführung eines mörderischen Vorhabens anstiften läßt.

Neid.

Von Heloise v. Beaulieu.

Eine Dame stand am Hotelplatz und wartete auf die Elektrische. Sonderbar, daß sie nie kommt, wenn man einsteigen will, sagte sie zu sich.

Aber es macht sie nicht ungeduldig. Sie ging aufs Trottoir zurück und musterte die Auslage eines Seidenladens. Dann, als der Wagen kam, trat sie langsam wieder auf den Fahrdamm und stieg, das zierlich geraffte Kleid in der Hand haltend, gemächlich ein und nahm den ersten Eckplatz.

Als der Wagen sich schon wieder in Bewegung gesetzt hatte, schwang sich noch eine Dame hinauf, die in großer Eile angestürzt kam; sie wäre beinahe zurückgefallen, weil ein Bücherstapel, den sie unterm Arm trug, sie in der Bewegung hinderte, und sie sank athemlos in die Ecke, der anderen Dame gegenüber.

Beide maßen sich mit dem raschen, gleichgiltigen und dennoch musternden Blick, den fremde Frauen für einander haben. Dann nahm die Hastige ein Notizbuch und kritzelte etwas hinein mit nachdenklich kraus gezogener Stirn.

Ohne aufzusehen, zog sie mechanisch ihren Nickel aus der durch Ueberlastung stark erweiterten Faltentasche und streckte ihn hin. Die andere Dame entnahm ihrem Juchtengeldtäschchen einen Fünfziger und ließ dem Schaffner ein kleines Trinkgeld.

Beide Damen waren an der Grenze der Jugend. Aber die gepflegte Erscheinung der Einen, ihr üppiger Haarknoten, ihr frischer Teint, ihre elegante Figur würden ihr immer die Bezeichnung „eine junge Dame" eingetragen haben. Während die Lehrerin, überhastet, abgearbeitet, graulich, nur „ein ältliches Mädchen" war. Ihre Erscheinung war nicht häßlich, aber sie trug das Gepräge des Berufsweibes, das keine Zeit hat, mit sich selbst liebevoll umzugehen. Der Hut war sicher nicht vor dem Spiegel aufgesetzt; am Kleiderrock war ein Stück Stoßband mit Stecknadeln befestigt, die Handschuhe waren sehr abgegriffen.

Die andere Dame war, von dem schwarzen Federhut bis zu den schmalen Lackstiefeln, gepflegte Correctheit. Sie hielt einen Leihbibliotheksband im Schooße, in dem sie nachlässig blätterte. Der Veilchenstrauß an ihrer Jacke entsendete süßen, frischen Hauch.

Wieder trafen sich die Blicke der beiden Frauen zufällig, aber diesmal blieben sie aneinander hängen und nahmen einen wärmeren, persönlichen Ausdruck an.

„Trude! — nicht wahr — es ist doch Trude B." sagte die Elegante und streckte liebenswürdig ihre Hand aus. Etwas kühler legte die Lehrerin ihre hinein. „Allerdings — daß ich Dich nicht gleich erkannt habe, Margot! Aber ich bin kurzsichtig, und achte auch nicht sehr auf die Menschen. Ich habe so wenig Zeit."

„Du bist also wirklich Lehrerin geworden?" fragte Margot und streifte mit flüchtigem Blick den Stapel Hefte.

„Freilich, schon seit sechs Jahren. Aber erst seit ein paar Wochen bin ich hier — es ist eine Verbesserung. Ich mache Carriere!"

Margot überhörte den leisen Spott. „Drum habe ich Dich auch noch nie gesehen! Ich wohne schon lange hier, seit meiner Verheirathung. Mein Mann ist a. D."

„Ah so! Ich las Deine Heirathsanzeige. Das war aber auch das Letzte."

„Ja, andere Anzeigen haben wir nicht gemacht," sagte die junge Frau mit gedämpfter Stimme. Und wieder lauter: „Ja, wie man sich im Leben aus den Augen verliert. Und in der Schule waren wir doch so befreundet. Ich glaube übrigens, Du warst es, die das Schreiben aufgab."

„Das war gewiß in der Examenzeit, da kam ich zu garnichts Anderem."

„Es ist aber doch hübsch, wenn das Schicksal einen wieder so zusammenführt," meinte Margot.

Das Buch glitt von ihrem Schooße und blieb breit aufgeschlagen liegen, daß der fettgedruckte Titel weithin lesbar war.

„Du kennst es gewiß auch", sagte sie, es aufnehmend. „Es ist ein Buch, von dem viel gesprochen wird."

„Nein, ich kenne es nicht", sagte die Lehrerin. „Ich kenne überhaupt nicht viel neue deutsche Unterhaltungslektüre. Ich lese fast nur Englisch, um in Uebung zu bleiben." „Ach ja, das kann ich mir denken," sagte Margot höflich. „Ich lese auch sehr gern Englisch. — Nun kommt gleich meine Haltestelle. Ich wollte in die Kunstausstellung. Kommst Du ein bischen mit?"

„Ich kann nicht! An meinem Mittagstische wird schon um halbeins gegessen, und wenn man später kommt, kriegt man nichts Ordentliches mehr. Ich fahre bis zur G.-Straße."

„So? Ich kann auch noch ein Stückchen weiter fahren und einen Besuch in der D.-Straße machen. In der Kunstausstellung war ich erst gestern. Es ist nicht viel damit los, kein eigentlicher Clou, — nicht wahr?"

Die Lehrerin wurde der Antwort überhoben, denn ein Herr, der vorn im Wagen gesessen und ihn nun verließ, sagte im Vorübergehen grüßend zu Margot: „Also auf Wiedersehen heute Abend in den Meistersingern."

„Das Frühlingswetter ist fast zu schön, um ins Theater zu gehen", sagte Margot erläuternd zu Trude. „Aber als wir es verabredeten, war es noch winterlich. Wenn es nicht Wagner wäre, sagte ich ab."

Die Lehrerin vermied es, die Jugendfreundin anzusehen. Sie hatte Angst, der Neid möchte ihr zu deutlich aus den Augen sehen, der brennende Neid auf die Frau, die Zeit hatte, Schönes zu genießen, ihren Neigungen zu leben, ihre Persönlichkeit zu cultiviren.

„Du mußt mir die Freude machen, mich einmal zu besuchen," sagte die junge Frau, „dann wollen wir von alten Zeiten plaudern."

„Sehr gern", sagte die Lehrerin; „aber sehr bald wohl noch nicht — ich habe so wenig Zeit."

Es genirte sie, und doch sagte sie es beinahe trotzig. Mochte die wohlhabende Frau es auch sehr sonderbar finden, es reizte sie, es zu sagen.

Auch die andere sah sie mit einem sonderbaren Blick an. War es Mitleid? Sie konnte es nicht ergründen. — Denn das konnte sie nicht wissen, daß es Neid war; — ein Neid, viel heißer noch als der, mit dem sie die weicher gebettete Freundin betrachtet hatte.

Was müßte das für ein Hochgefühl sein, dachte die arme Reiche, sagen zu können: Ich habe keine Zeit! Wirklich etwas Ernsthaftes zu thun zu haben, etwas, das gethan werden mußte, und das nicht jeder thun konnte.

Sie hatte immer Zeit, massenhaft, ein Meer von Zeit, in dem sie steuerlos umhertrieb. Sie that wohl dies und das. Aber das Meiste unterblieb in dem lähmenden Gefühl: Wozu? Wem nützte es? Es blieb eben so gut ungethan.

Noch nie hatte sie ihre Luxusexistenz so als Schmach empfunden als in diesem Augenblicke. Und es war nicht zu ändern. Wie würde ihr Mann lachen...

Die Lehrerin stand auf.

„Also, wenn Du kannst, kommst Du einmal, nicht wahr? B.-Straße 15", sagte Margot nochmals.

Die Lehrerin nahm sich kaum Zeit zu hastiger Bejahung. Sie sprang ab, ehe die Bahn hielt und lief eilig in eine Nebenstraße hinein.

An der nächsten Ecke verließ Margot den Wagen. Mit langsamen, freudlosen Schritten ging sie die lange Straße zurück, die sie eben gefahren. Sie war zu dem Besuch nicht aufgelegt. Sie konnte ihn ja auch ebenso gut einen anderen Tag machen. Sie versäumte gar nichts.

Ob die Frauen sich noch einmal etwas erzählen würden? — Kaum. Es lag etwas Unüberbrückbares zwischen ihnen — der schmerzende, sengende Neid...

— Angewandte Redensart. „Zu einem Schneider kommst Du in die Lehre? Aber Du wolltest doch ganz bestimmt als Goldsucher nach Alaska gehen." — „Das hat mir mein Vater aus dem Kopf geschlagen!"

Ein Gesellschaftsspiel.

Von Heinrich Steinitzer.

„Nicht immer tanzen," rief ein junger Mann. „Spielen wir einmal ein Gesellschaftsspiel."

„Ich will Ihnen etwas vorschlagen," fuhr er fort, „als das Gelächter und die Zurufe verstummt waren. „Jede Dame schreibt auf einen Zettel, was sie für die Haupteigenschaft des Mannes hält, und umgekehrt. Nichts Geistreiches, einfach, wie sich das jeder vorstellt. Am Schluß werden dann die Schriftstücke verlesen.

Die jungen Mädchen protestirten. „Das geht doch nicht," meinten sie.

„Es weiß ja niemand, wer was geschrieben hat," erklärte der, der das Spiel angeregt hatte.

„Aber wie soll man wissen, ob sich die Eigenschaft auf eine Dame oder einen Herrn bezieht?"

„Das weiß man doch so," rief jemand.

„Wir geben den Damen liniirtes und den Herren unliniirtes Papier."

Da niemand einen weiteren Einwand zu machen hatte, schritt man zur Vertheilung der Zettel. Während der nächsten Viertelstunde war nichts zu hören, als manchmal ein leises Gekicher; endlich waren alle fertig, die Zettel wurden gefaltet, in eine Schale geworfen und einem Herrn zur Verlesung übergeben, der zum erstenmal in der Gesellschaft war und die Handschriften nicht kennen konnte. Er nahm mit entsprechender Würde ein Papier und wickelte es auseinander.

„Herr oder Dame?" fragte jemand.

„Liniirt, also Dame." Und dann setzte er mit erhobener Stimme hinzu: „Egoismus".

Die Damen lachten und schrien „Bravo", die Herren schienen gekränkt. Der Vorleser fuhr dann fort „Unliniirt, also Herr, Neugierde."

Nun lachten die Herren beifällig, und die Damen schwiegen. Der nächste Zettel war von einem Herrn. Sein Urtheil lautete „Ueberspanntheit".

Dann kamen zwei Damenansichten, die auf Seite der Herren laute Entrüstungsrufe erregten: „Eitelkeit und Rücksichtslosigkeit". Aber die nächsten beiden Schriftstücke gaben zu allgemeiner Heiterkeit Veranlassung, sie stammten von einem Herrn und einer Dame und lauteten beide „Egoismus".

Die Vorlesung dauerte ziemlich lange, da die Gesellschaft sehr zahlreich war. Bald freuten sich die Herren, bald die Damen, je nachdem die Urtheile sie selbst oder das andere Geschlecht betrafen.

Als der letzte Zettel vorgelesen war, hatte der, der das Spiel vorgeschlagen hatte, eine unglückliche Idee.

„Nun müßten wir einen allgemeinen Ueberblick haben," rief er, „dann wüßten wir, wie die Damen über uns und wir über die Damen denken."

Der Vorleser schrieb denn auch gehorsam die Urtheile auf einem Blatt Papier zusammen und verkündete das Resultat. „Die Haupteigenschaften der Männer," las er, „sind nach Ansicht der Damen: Egoismus fünfmal, Eitelkeit dreimal, Rücksichtslosigkeit zweimal, Tyrannei, Oberflächlichkeit, Unliebenswürdigkeit, Brutalität, Eigensinn je einmal. — Die Haupteigenschaften der Damen nach Ansicht der Herren: Eitelkeit siebenmal, Neugierde viermal, Ueberspanntheit, Egoismus, Unzuverlässigkeit, Hochmuth, Schwatzhaftigkeit je einmal."

Als er schwieg, herrschte eine Minute Todtenstille, dann rief eine junge Dame: „Das ist ein dummes Spiel, tanzen wir lieber."

„Halt," sagte der Vorleser, „noch einen Augenblick. Ich habe zwei Zettel vergessen. Sie sind von einem Herrn und einer Dame und lauten „Selbstlosigkeit" und „Güte".

Die Zettel waren gar nicht da, aber der Vorleser war ein gutmüthiger Mensch. Darum erfand er sie.

Jetzt wurden auch alle wieder sehr vergnügt und tanzten bis in den grauenden Morgen.

Die Sarg-Kapelle.

Die Baptistenkapelle in Fressingfield, Suffolk, gehört wahrscheinlich zu den merkwürdigsten Gotteshäusern, die man sehen kann. Ihre Zeichnung ähnelt der Form eines Sarges. Es ist dies nicht etwa das Ergebniß einer zufälligen Laune des Erbauers; diese Bauart ist vielmehr von einem früheren Pastor am Ort ausdrücklich geplant worden. Er wünschte, daß die Kapelle in Form eines Sarges errichtet würde, damit die Gläubigen ständig an das letzte Ende erinnert werden sollten. Daß der Wunsch erfüllt wurde, wird auch durch den Namen „Die Sarg-Kapelle" bestätigt. Unter diesem Namen ist das Gebäude am Ort bekannt. Das schauerlich aussehende Gotteshaus wird jede Woche von Hunderten besucht; die Meinungen darüber sind sehr verschieden. Jedenfalls wird man es kein schönes Denkmal der Baukunst nennen.

— Eine gute Freundin. — Alte Jungfer: „Ich vergleiche das Leben doch so recht mit einer Schule!" — Freundin: „Ach, weil Du immer sitzen bleibst?"

— Fein ausgedrückt. „Nun, unser Freund Robert hat sich wohl sehr reich verlobt?" — „Ja, das will ich meinen. Seine Braut ist nämlich die Tochter eines — verdünnten Milchhändlers."

— Durch die Blume. Geck: „Ich möchte wohl wissen, ob mich Ihr Vater als Schwiegersohn haben möchte." — Dame: „Aller Wahrscheinlichkeit nach. Papa ist stets anderer Ansicht als ich."

Die fremde Sprache.

Thedje Düßlers Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lag auf dem Wasser; denn er hatte sich zum Felde seiner Thätigkeit den Hafen erkoren. Sein Lebenszweck war die Ausführung von Reparaturen, die ins Mechanikerfach schlugen, und zwar bildeten Lampen und Laternen seine Spezialität. Da das Wasser keine Balken hat, so nahm Thedje Düßler, um von Schiff zu Schiff zu kommen, regelmäßig die Mitwirkung seines Freundes, des Jollenführers Hein Drögemüller, in Anspruch. Seiner Meinung nach beherrschte Thedje Düßler sämmtliche Sprachen der Welt, und es war sein feststehender Grundsatz, die Mannschaft auf Schiffen fremder Nationalität in ihrer Muttersprache anzureden. Als er daher das Deck eines englischen Steamers betrat, zu dem Hein Drögemüller ihn hinübergerudert hatte, sagte Thedje Düßler zu dem ihm entgegenkommenden Matrosen: „Do you speak english?"

„Yes Sir," antwortete dieser.

„Wöll, so frog mol den Käpp'n, ob doar any reparation neuthig wier an lamps, lights, lanterns," sagte Thedje.

Der Seemann begriff und entfernte sich, um den Kapitän zu holen, welcher auch nach einiger Zeit erschien und eine reparaturbedürftige Positionslaterne mit sich brachte. Denn er kannte den sprachgewandten Thedje Düßler schon seit vielen Jahren.

„Good morning, Käpp'n, how do you do? Is de lantern twei? Let me see," rief Thedje dem Kapitän entgegen; und während er die Laterne sachverständig untersuchte, fuhr er fort: „Wöll, wöll, I understand vullkamen, de Dacht sitt fast. Jer — I am very sorry — doar is nix bi to maken — de Screw is fully in'n Tutt. I can't help it, as dat ich en niegen Screw insetten dhei. I bring ji de Lantern hüt Obend Klock seven torügg."

„Allright," sagte der Kapitän — Thedje verabschiedete sich mit einem „Goodbye" und stieg in Hein Drögemüllers Jolle.

Am nächsten Dampfer, einem Franzosen, konnte Thedje keine Gelegenheit erspähen, um an Bord zu gelangen. Er ließ daher ein kräftiges „Hallo!" erschallen, und als daraufhin ein Matrose sichtbar ward, fragte ihn Thedje: „Parlez-vous francais?"

Oui, monsieur," antwortete der Angeredete.

„Denn smeet mi mol en Tauenn dohl," sagte Thedje, indem er mit der Hand erst auf sich zeigte und dann auf das Schiff hinauf wies. — Der Franzose verstand und ließ das gewünschte Tauende herab, an welchem Thedje an Deck klettern konnte.

Nachdem er bei Abwicklung seiner Geschäfte auf dem französischen Schiff den Beweis erbracht hatte, daß er das gallische Idiom ebenso beherrschte, wie das angelsächsische, ließ sich Thedje zum nächsten Dampfer rudern, der hoch, hoch aus dem Wasser empor ragte, weil er entlöscht war. Die Schiffstreppe war nicht tief genug herab gelassen, so daß sie für Thedje unerreichbar war.— Oben über die Bordwand des Dampfers, welcher keine Flagge zeigte, blickte mit phlegmatischem Gesichtsausdruck ein Matrose, der seinen Kopf auf die beiden Riesenfäuste gestützt und die Ellenbogen auf die Reeling aufgelegt hatte.

„He sall dat Fallreep en beten rünnerloten," sagte Hein Drögemüller.

„Ji, jo," nickte Thedje Düßler und schrie zu dem Manne hinauf. „Do you speak english?"

Der Mann schüttelte verneinend den Kopf.

„Parlez-vous francais?" — Der Mann schüttelte den Kopf.

„Paria italiano, Signore?"—Kopfschütteln.

Thedje versuchte es schwedisch, norwegisch, dänisch, spanisch, portugiesisch, holländisch, russisch — Antwort immer nur Kopfschütteln.

„Dunnerslag, wat en rammdösigen Knecht is dat," sagte Thedje. „De versteiht mien Tag goar nix. Segg, Hein, wat mokt wi, dat wi dat Fallreep rünnerkregen?"

Hein Drögemüller, welcher den Verständnißversuchen mit ungestörter Seelenruhe zugehört hatte, meinte ohne eine Miene zu verziehen: „Verlicht is de Kirl en Jappenees — frog em mol!"

„In düsse Sprok hebb ich mien Studien noch nicht affsloten," bemerkte Thedje brummig, und dann richtete er verzweiflungsvoll den fragenden Ausruf gen Himmel: „Jer — wat büst nu all för'n Landsmann doar boven?!"

„Een Meckelnburger," erfolgte im tiefsten Baß die Antwort aus dem Munde des Matrosen.

„Ha—loo!" rief Thedje aus und sah seinen Freund Hein Drögemüller verblüfft an, der ohne mit der Wimper zu zucken den weisen Rath verlautbarte:

„Denn probeer dat mol mit en deftigen Muul vull Platt, Thedje."

— Symbolisch ausgedrückt. „So, der Assessor merkt immer noch nichts von Deiner Zuneigung?" — Thekla: „Nein, die Justitia ist rein blind!"

— Aussichtslos. „Sie haben keine Hoffnung, Fräulein Eulalia an den Mann zu bringen?" — Heirathsvermittler: „Keine! Als sie neulich mein Bureau betrat, entstand unter den gerade anwesenden Heirathscandidaten eine Panik."

— Zeugengebühren. Junger Ehemann (als er sieht, wie der Onkel, der als Trauzeuge fungirte, nach der Rückkehr vom Standesamte seiner Frau einen herzhaften Kuß giebt): „Aber Onkel?" — Onkel: Was giebt es denn, mein Junge, wüßt Du mir etwa die Zeugengebühren vorenthalten?"